

*Im Knaur Taschenbuch Verlag sind bereits
folgende Bücher des Autors erschienen:*

Dünengrab

Purpurdrache

Brennen muss die Hexe

Totenmond

Über den Autor:

Sven Koch, geboren 1969, arbeitet als Redakteur bei einer Tageszeitung.

Auch als Fotograf und Rockmusiker hat er sich einen Namen gemacht.

Sven Koch lebt mit seiner Familie in Detmold.

Mehr Infos über den Autor unter: www.sven-koch.com

SVEN KOCH
DÜNENTOD

KRIMINALROMAN

KNAUR 

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Vollständige Taschenbuchausgabe Mai 2014
Knaur Taschenbuch
© 2014 Knaur Taschenbuch
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Regine Weisbrod
Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Coverabbildung: plainpicture / Thierry Beauvir,
FinePic®, München
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-51441-2

6 8 9 7 5

1.

Das Meer hatte die Farbe von Schiefer. Unter dem diesigen Himmel wirkte es geschwollen und stark. Schwere See. Fünf Meter hohe Wogen preschten gegen den Bug der schneeweißen Autofähre, ließen die Gischt zerstäuben und gegen das Glas des Steuerhauses klatschen. Dahinter saß Kapitän Maxim Ferner, genannt Charon. Charon wie der Fährmann aus der griechischen Mythologie, der die Seelen der Verstorbenen über den Fluss Styx in die Unterwelt bringt. Heute standen die Chancen gut, dass er seinem Namen alle Ehre machen würde. Das Schiff war mit knapp zweihundert Autos beladen, fasste achthundert Passagiere und war nicht für die Belastungen gebaut, denen es nun ausgesetzt war. Ganz und gar nicht.

Die Fähre fuhr mit voller Kraft voraus und pflügte frontal durch die Dünung. Ferner startete nach vorne, wo sich der Bug schwerfällig aufbäumte, um kurz darauf tief in die Wellentäler zu stürzen. Wenn der Sturm weiter zunahm, wäre das Schiff in diesen Wasserbergen bald nicht mehr zu steuern. Der Wind würde es in Längsrichtung zu den Wellen drehen, die dann ungebremst auf die Seiten der Fähre aufträfen und so ihre volle Kraft entfesselten. Durch die Wucht könnten die Autos aus den Verankerungen gerissen werden, und von einem Moment auf den nächsten würden sich mehr als hundert Tonnen Gewicht umverteilen. Was dann geschah, lag nicht mehr in des Fährmanns Hand.

Doch es gab noch etwas anderes, das Kapitän Maxim Ferner Sorgen bereitete. Große Sorgen. Er hielt in direktem Kurs auf

etwas zu, das auf dem Radar bislang nur ein roter Punkt gewesen war. Der Punkt hatte die Kennung VRCC29 und war nicht größer als ein Stecknadelkopf. Das, was er symbolisierte, war hingegen dreihundertvierzig Meter lang, sechsundvierzig Meter breit, mehrere Stockwerke hoch und erschien nach einem weiteren Wellental wie ein Leviathan aus der Tiefe. Der Rumpf des Großcontainerschiff *Shanghai Star* glich einer Wand, dachte Ferner. Nein, einem Wohnblock. Einer ganzen Stadt aus Stahl.

Ferner zwang sich, Ruhe zu bewahren, obwohl das Signal für den Kollisionsalarm hektisch zu blinken begann. Und nun meldete sich auch der Kapitän der *Shanghai Star* unter dem Codenamen »Ocean11«. Er herrschte Ferner an, sofort den Kurs zu wechseln, denn die See war zu rau und der Frachter viel zu schwerfällig für eine rasche Reaktion. Ferner erwog seine Möglichkeiten. Er konnte das Tempo reduzieren, um die *Shanghai Star* passieren zu lassen. Doch dann würde das Meer vollends die Kontrolle über seine Fähre übernehmen, und es war aus. Er könnte auch den Kurs ändern und das Tempo beibehalten. Aber das machte im Grunde keinen Unterschied, denn es würde unweigerlich bedeuten, dass die Wogen nicht mehr im spitzen Winkel gegen den Bug der Fähre schlugen, sondern längs gegen den Rumpf, wo sie bedeutend mehr Energie entwickeln würden. Zu viel Energie. Sie würden das Schiff umwerfen.

Aber es gab eine dritte Möglichkeit. Der Ozeanriese müsste die Dünung wie ein Wellenbrecher bremsen. Im seitlichen Windschatten des riesigen Schiffes wäre das Meer ruhiger. Wie im Auge eines Hurrikans. Das gewaltige Kielwasser an den Schrauben der *Shanghai Star* dürfte außerdem für Verwirbelungen sorgen und die Wogen zerteilen. Seitlich der *Shanghai Star* könnte er also navigieren. Dann knapp am Rumpf des

Stahlgiganten vorbeifahren und danach sofort den Kurs abändern, dabei das Kielwasser durchfahren und wieder mit voller Kraft gegen den Wind steuern. Das Risiko war enorm. Aber es gab keine andere Chance.

Deswegen hielt Ferner weiter mit voller Kraft auf den Frachter zu. Er ignorierte das Schimpfen des Kapitäns der *Shanghai Star* und verfolgte, wie der riesige Rumpf immer näher kam. Schließlich sah Ferner nichts anderes mehr vor sich als roten Stahl und die darauf lackierten haushohen Buchstaben der Reederei. Er dachte an die zahllosen Menschen an Bord seiner Fähre. Männer, Frauen, Kinder. Sie hatten keine Ahnung, was da auf sie zukam. Jedes einzelne Leben, jedes Schicksal, lag nun allein in Ferners Händen.

Im nächsten Moment traf er eine neue Entscheidung.

Er nahm die Hände von der Steuerung und legte sie auf den Oberschenkeln ab. Er zählte leise, schloss die Augen und lächelte. Es plärrte weiter im Funkverkehr.

»Ocean11 to Charon! You fucking idiot! That's suicide! Bastard!«

Wenige Sekunden später zerschellte die Fähre an der *Shanghai Star*. Die Autos auf den Decks wurden aus den Verankerungen gerissen, verrutschten und brachten das Schiff in Schlagseite. Sie stürzten über Bord und wurden von der Nordsee verschlungen wie die Passagiere, die der Aufprall aus der wie eine Sardinenbüchse aufgerissenen Fähre schleuderte.

Eine andere Stimme vermischte sich mit der von »Ocean11«.

»Maxim?«

Maxim nahm das Headset ab und antwortete: »Ja, Mama!«

»Kommst du essen, Bärchen?«

Bärchen. Nun war er bald dreißig Jahre alt, und sie nannte ihn immer noch so.

»Ja!«, rief er und loggte sich aus der Online-Schiffahrtssimu-

lation aus, ohne sich bei »Ocean11« zu entschuldigen, wie es eigentlich die Etikette verlangt hätte. Er legte das Headset auf der Verpackung mit dem »Ferry Extreme«-Erweiterungspack ab, das er vorhin installiert hatte, und überlegte, dass *Suicide*, Selbstmord, nicht ganz der richtige Ausdruck dafür war, dass er gerade achthundert Menschen gekillt hatte. Zumindest virtuell.

Maxim stand auf, ließ den Blick über die Schiffsposter an den Wänden in seinem Zimmer schweifen. Dann stellte er den PC aus.

»Bärchen!«

Mama klang ungehalten. Sie sagte Dinge nicht gerne zwei Mal. Also setzte sich Maxim in Bewegung, ging die Treppe hinunter und freute sich über den Duft, der den Flur erfüllte. Es gab Hackbraten.

2.

Ich bin ein sehr gefährlicher Mann, dachte Maxim. Er betrachtete sein Spiegelbild in einer Glasscheibe in der Tiefkühlabteilung des Supermarktes. *Ich bin ein gefährlicher Mann. Deutschlands gefährlichster Mann.*

Natürlich sah er nicht danach aus. Das taten die wenigsten. Niemand ahnte auch nur ansatzweise, wozu er imstande war. Die Frau an der Tiefkühltruhe neben ihm beispielsweise hatte keinen Schimmer, wer sich ihr gerade näherte.

Ein berauschendes Gefühl.

Seit Maxims Entschluss, der gefährlichste Mann Deutschlands zu sein, hatte sich einiges an seiner Einstellung zum Leben grundlegend gewandelt. Früher wäre er niemals einfach so auf eine solche Frau zugegangen. Seine Körperhaltung hatte sich verändert. Er ging sehr viel aufrechter. Die Schritte waren raumgreifend, die Bewegungen gezielt, die Stimme klang selbstsicher. Es war, als habe sich sein Ego wie ein Ballon aufgebläht. Das war gut, aber auch riskant. Er musste vorsichtig sein, damit niemand den Wandel bemerkte, Fragen gestellt wurden und hinter seinem Rücken getuschelt. Das konnte er nicht gebrauchen. Es würde die Mission und damit seine Vorteile im Krieg gegen den Rest der Welt gefährden.

Die Frau an der Gefriertruhe war ihm aufgefallen, weil sie eben genau dort stand, an der Gefriertruhe, und nach vornübergebeugt darin herumwühlte. Maxim mochte die Kälte, ganz besonders an einem sonnigen Juli-Tag wie heute. Die Frau trug Jeans-Hotpants und Flipflops, jede Menge Modeschmuck und

war recht attraktiv. Er schätzte sie auf Anfang vierzig, also älter und erfahrener als er selbst, der in wenigen Tagen erst seinen dreißigsten Geburtstag feiern würde. Er kannte sie nicht, sie ihn sicher auch nicht. Also hatte sie keinen Vergleich zwischen seiner neuen männlichen Aura und der blassen davor. Geringes Risiko mit vielleicht großem Gewinn, dachte Maxim.

Er näherte sich der Frau von der Seite und strich mit der Hand über die kühlen Glasflächen, unter denen sich zahllose bunte Verpackungen befanden, blieb neben ihr stehen und beobachtete einen Moment ihre Suche nach etwas, das sie offenbar nicht fand. Sie roch nach einer Mischung aus Sonnenöl und Chlor. So, als komme sie gerade aus dem Freibad.

Maxim sagte: »Bei der Hitze möchte man sich dort am liebsten gleich ganz hereinlegen.« Seine Stimme säuselte ein wenig, was an dem Gebiss lag. Es war nicht das allerbeste.

Die Frau schreckte hoch und schlug sich fast den Kopf an der Gefriertruhe an.

»Was?«, erwiderte sie.

Ihr Top war etwas hochgerutscht, was Maxim einen Blick auf ihre Hüften erlaubte. Üppig. Jetzt zog sie es wieder nach unten, was fast verschüchtert wirkte, und sah Maxim irritiert an. Musterte ihn. Warf einen Blick auf die Batterie-Packungen und die Rolle mit dem Klebeband in Maxims Händen und hatte natürlich nicht die geringste Ahnung, wozu das gut sein sollte.

Maxim lächelte freundlich. Einen Moment schwieg er, hörte der Hintergrundmusik zu und überlegte, was die Frau wohl von ihm dachte. Sie sah einen bleichen jungen Mann, der deutlich größer war als sie und ein wenig füllig, weswegen er von seiner Mama den Spitznamen »Bärchen« bekommen hatte. Die schwarzgefärbten Haare waren gescheitelt und kurz geschnitten wie sein akkurater Oberlippenbart. Er trug ein hellblaues Kurzarmhemd mit scharfen Bügelkanten. Es war bis oben hin

zugeknöpft und steckte im Bund einer bis zum Bauchnabel hochgezogenen hellen Sommerhose. An den Füßen trug er blassbraune Sandalen und dünne, beige Socken. Eigentlich war es heute zu warm dafür, aber Maxim mochte es nicht, wenn man seine verwachsenen Fußnägel sehen konnte. Eine Herrentasche aus braunem Leder baumelte am Handgelenk. Sein ständiger Begleiter. Sie enthielt außer seinem Telefon zwei kleine Dosen Eisspray. Immer eine angebrochene und eine volle zur Reserve.

Die Frau glaubte sicher, dass er sie anmachen wollte. Was nicht falsch war. Aber bestimmt wurde sie normalerweise von anderen Männern angesprochen. Gutaussiehenden Typen mit Gel in den Haaren, zerrissenen Jeans und offenen Hemden. Braungebrannte Kerle, die gerne schnell Auto fuhren, viel tranken und sich die Wochenenden in Discos oder auf dem Fußballplatz um die Ohren schlugen.

Maxim lächelte etwas breiter und wiederholte: »An einem so heißen Tag wie heute möchte man sich am liebsten in die Gefriertruhe legen.«

Die Blondine schwieg weiter und hielt sich mit beiden Händen am Einkaufswagen fest. Maxim sah darin einige Mikrowellengerichte, eine kleine Packung Toast, Handcreme, Käse, Kartoffelchips – kein Familieneinkauf, eher der für einen Singlehaushalt. Dann wendete sie sich mit einem verstört wirkenden Gesichtsausdruck ab. Verstört davon, dass *einer wie er* sie ansprach. Dass *einer wie er* dachte, er könne bei *einer wie ihr* landen.

»Ja«, sagte die Frau und klang spöttisch. »Ganz schön warm draußen.«

»Ich würde Sie gerne auf ein Eis einladen.«

Für einen Moment mochte Maxim kaum glauben, was er gerade gesagt hatte. Er konnte sich nicht erinnern, jemals ein

weibliches Wesen um ein Date gebeten zu haben. Andersherum war er selbst auch noch nie nach einem gefragt worden.

Die Frau stieß ein Lachen aus, das mehr wie ein Husten klang. »Ähm, nein«, antwortete sie, ließ die Entgegnung wie eine Frage klingen und ergänzte mit einem ungläubigen Kopfschütteln: »Sie sollten sich vielleicht wirklich in die Truhe legen, um abzukühlen.« Dann ging sie.

»Ich bin übrigens Charon«, rief er ihr hinterher.

Maxim sah noch, dass sie die Hand zu einer abwehrenden Geste hob und schließlich im Gang mit den Waschmitteln verschwand.

»Charon, der Fährmann«, ließ er leise folgen.

Tja, dachte Maxim. *Satz mit X, das war wohl nix*, wie Mama immer sagte. Aber nichts auf dieser Welt funktionierte sofort und auf Knopfdruck. Vor allem nicht, wenn man schlecht vorbereitet war. Planung war alles. Abgesehen davon, dachte er und sah sich unauffällig nach Überwachungskameras um, war die Frau nicht besonders nett gewesen. Mit einer, die nicht nett war, wollte er gar kein Eis essen gehen.

Der Gedanke daran, dass die Frau sich noch schrecklich wundern würde, verschaffte ihm eine gewisse Genugtuung. Später würde sie sich gewiss an die Begegnung erinnern und damit protzen, dass sie mit dem gefährlichsten Mann Deutschlands geredet hatte. Dass er sie sogar hatte einladen wollen. Ihre Freundinnen würden staunen und große Augen machen – zumindest, falls Maxim sich dafür entschied, die Frau am Leben zu lassen anstatt sie zu sich zu holen und einige Dinge an und mit ihr auszuprobieren. Was er eigentlich nicht vorhatte. Aber er könnte, wenn er wollte. Kein Zweifel.

Wie großartig und privilegiert, dachte Maxim und atmete tief durch, solche Entscheidungen treffen zu dürfen. Leben oder sterben lassen. Innerhalb von Sekundenbruchteilen ein

Urteil zu fällen, das das Schicksal der Frau extrem beeinflussen würde. Vielleicht hätte sie schon morgen keine Arme oder Beine mehr. Oder wäre eine einzige unversorgte Brandwunde.

Andererseits durfte er sich nicht von Nebenkriegsschauplätzen ablenken lassen und dabei Charons Mission aus den Augen verlieren. Bloß nicht. Deswegen ließ Maxim die Frau am Leben und ging zur Kasse, um die Batterien und das Klebeband zu bezahlen, und scherte sich einen Teufel um die blonde Schlampe.

3.

Ceylan presste sich den Kolben fest an die Schulter und legte die Wange auf das abgenutzte Holz der Maschinenpistole. Sie mochte keine Waffen, vertraute als niedersächsische Polizeimeisterin im Taekwondo lieber auf den eigenen Körper und den damit verbundenen Überraschungseffekt. Sie war kaum über einen Meter sechzig groß und erfüllte damit hauchdünn die Mindestanforderung für den Polizeidienst. Niemand erwartete von einer kleinen, zierlichen Frau mit dunklen Mandelaugen einen Schlag, der Knochen brechen konnte, und ihr waren die körpereigenen Waffen lieber als welche aus Metall. Trotz ihrer Abneigung kannte sie sich natürlich gut damit aus. Als Leiterin der neuen Sonderkommission für Organisierte Kriminalität des LKA Niedersachsen hatte sie in den letzten Monaten viel über Makarow-Pistolen, AK-47-Schnellfeuergewehre, tschechische Skorpion-MPs, Kampfmesser, Schlagringe, Keulen und sowjetische Handgranaten lernen müssen. Mit solchen Dingen handelten die Bad Coyotes und die rechtsradikalen Northern Riders. Zur Ware der beiden rivalisierenden Motorradclubs zählten außerdem Drogen und Menschen. Einige führende Coyotes saßen im Knast. Ceylan arbeitete daran, dass es der Führung der Riders bald ähnlich erging.

Das Gewehr mit dem Holzkolben war sehr leicht. Leichter als eine MP5, die die Polizei verwendete. Die MP5 hatte dreißig Schuss im Magazin und war hochflexibel. Sie verschoss Neun-Millimeter-Patronen, die auch für die Dienstpistolen